

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 209 (1930)

Artikel: Aus dem Schatzkästlein eines Appenzeller Weisenhausknaben
Autor: Sturzenegger, B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-374832>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

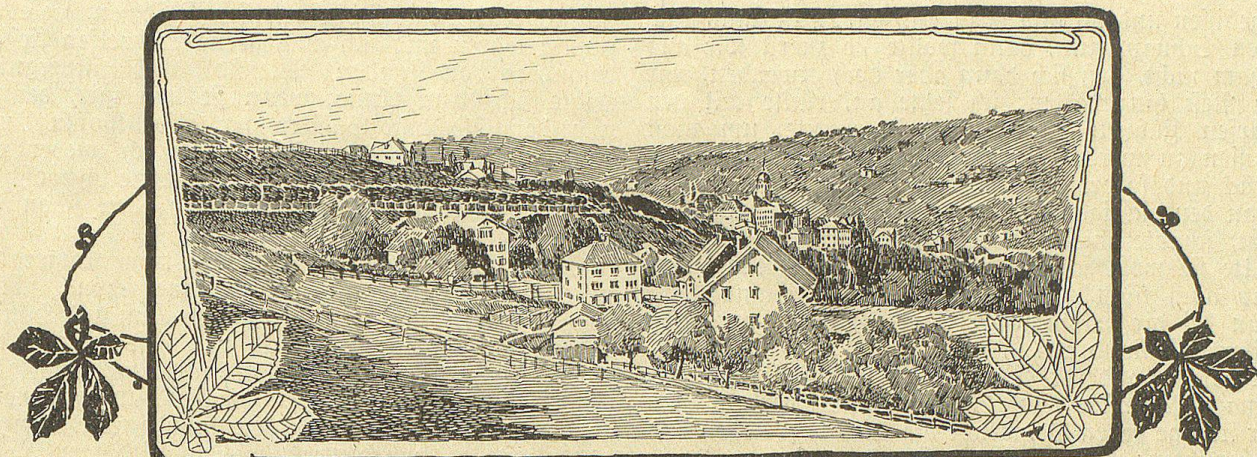
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Aus dem Schatzkästlein eines Appenzeller Waisenhausknaben.

Von B. Sturzenegger.

Aller Anfang ist schwer, selbst im Lieben. Meinen ersten Schatz mußte ich mir durch einen Hosenlupf gewinnen, nicht mit ihr, der Anna, sondern mit einem Knaben, der mit mir und noch etwa dreißig andern in der Waisenanstalt untergebracht war. Er galt als ein grober, starker Lummel, den niemand gern leiden mochte. Älter und größer als ich, hatte er mich einmal gepackt, ich ihn auch, und ließ nun einfach nicht nach, bis er auf dem Rücken lag, weniger durch meine Kraft als durch meinen Willen und meine Schnelligkeit bezwungen. Auch hatte ich ein bißchen mit Beißen nachgeholfen. Alle Knaben und Mädchen, die dem Kampfe zugeschaut, jubelten hell auf und gönnten mir den Sieg. Der grobe Ferdi aber hielt sich den Arm und schlich davon.

Anna steckte mir dann nachher heimlich einen Apfel gleichsam als Siegespreis zu und schaute mich länger als sonst an und so freundlich, daß es mir unter dem Brusttuch anfang warm zu werden und zu strödeln. Ich war so um die dreizehn Jahre alt und jetzt nach dem schweren Anfang ging alles leicht und gut. Wir wurden die besten Kameraden und hielten treu zusammen, suchten einander so oft als möglich zu treffen und mit den Augen etwas zu sagen, was andere nicht merken sollten. Auch etwa ein Schüpfchen mit dem Arm blieb nicht aus, es tat ja so wohl und so gar nicht weh.

Aber so heimlich unsere Liebe war und so geheim wir sie zu halten suchten, so wurden wir doch bald von den andern Waisenkindern als Liebespärchen bezeichnet und aufgezogen. Wir konnten uns eben nicht verstellen und suchten einander auch äußerlich zu zeigen, wie gut wir zueinander wären. Meine Liebe zu der etwas stillen, schüchternen Anna bewies ich dadurch, daß ich sie als meinen Schatz schützte, wo ich konnte und gegen Angriffe durch größere Knaben oder auch Mädchen mutig verteidigte. Und wenn mir diese dann vorwarfen, ich hätte eben die Anna gern

und sie sei mein Schatz, dann rief ich voller Entzündung aus, fast wie ein Pfarrer: „Was, schämt ihr Euch denn nicht, über ein jüngeres und kleineres Mädchen herzufallen?“ Dann schauten sie mich doch an und bekamen Respekt vor dem braven, aufrichtigen Kerl, der ich war.

Stolz darauf und dankbar dafür, suchte Anna mich zu belohnen und zu entschädigen. Wie denkt man wohl? Etwa durch ein Küßchen? Gott bewahre! Davon wußte und verstand man in unserm Waisenhaus nichts, ja, wir Knaben hätten uns dessen geradezu geschämt. Lachten wir doch diejenigen Kinder aus, die etwa bei Besuchen von ihren Verwandten geküßt wurden. Was hat man auch davon? Uns Buben mit den guten Zähnen gefiel besser das, was man in den Mund und den Sack hinein erhielt. Lieber Müsse als Küsse! Und so dachte ich auch. Daher kam es für Anna und mich während der ganzen Zeit, da wir einander „hatten“, niemals zu diesem närrischen Geben und Nehmen, auch hätten wir kaum gewußt, wie es anzufangen und zu bewerkstelligen wäre.

Aber gab Anna etwa durch einen Druck der Hand ihre Liebe zu erkennen? Nicht daß ich wußte; war auch nicht gerade so veressen darauf. Aber wenn sie etwas in der Hand hatte und ein wenig mit den Augen zwinkerte, dann sah ich schon schärfer zu und merkte bald, daß ich ihren Spuren folgen sollte. Denn dann, wenn wir allein waren, tat sie ihre Hand auf und gab mir alles, was sie hatte und ich war so lieb und gut, auch alles zu nehmen. Daß sie als armes Waisenmädchen es eigentlich auch gemocht hätte, hinderte mich durchaus nicht, saubern Tisch zu machen und zwar allein. Wie sollte ich auch anders, da sich Anna darüber freute und mir alles so wohl gönnen mochte?

Ein klein wenig böse wurde sie mir aber etwa doch. Hatte sie gelegentlich einen Apfel oder eine Birne

angebissen und ich kam dazu und bat: Laß' mich auch einen Schnapp tun, dann wollte sie zuerst wie aus Scham nicht, ließ sich dann aber doch erweichen, mir den Rest hinzuhalten; ich setzte an, rückte mit den scharfen Zähnen immer vor, sie mußte, um nicht gebissen zu werden, immer mehr mit den Fingern zurück und so erhielt oder nahm ich dann alles, um es an den richtigen Ort zu befördern. Ich lachte, sie nicht, schaute mich vielmehr ernst fragend an, als wollte sie wohl sagen: Dumm bist nicht, aber ganz brav auch nicht! Wie wird es wohl einmal eine Frau bei dir bekommen? Aber ich lachte und ging weiter auf Raub aus.

Noch in anderer Weise konnte und mußte mir Anna zu Diensten sein. In der Anstalt verfuhr man sehr strenge gegen die, welche die Kleider zerrissen und beschmutzten; besonders die Hausmutter war dann schnell mit Strafen bereit, mit Scheltworten, Schlägen, Entzug des Essens usw. Letzteres empfanden wir Knaben am schmerzlichsten; denn wir wurden weder zu gut noch zu reichlich gesättigt und statt kurzen Haber bekamen wir oft langen. So kam ich denn auch nicht selten mit zerrissenen Hosen und durchlöcherterem Kittel heim, da ich gar gerne Wälder, Sträucher und Beerenplätze durchstrich und durchsuchte. Die Dornen machten mir manchen Schranz, ohne Geheiß. Oha, so wars nicht gemeint, aber geschehen wars und es half nichts, daß ich tobte und die Stacheln wütend zerstampfte, was ich aber nur tat, wenn ich die Schuhe anhatte, also Sonntags, sonst nicht. Mergstlich eilte ich dann heim und nur der Gedanke an Anna gab mir wieder Mut und Ruhe. Ich suchte sie ausfindig zu machen und zu verständigen und sie merkte schnell, was es gegeben habe. Hinter dem Hause oder in irgend einem entlegenen Gangwinkel trafen wir uns, sie untersuchte wie ein Doktor die Wunde und mit flinker Hand fing sie dann an zu hülsen und zusammenzuheften, zufrieden, wenn ich ihr recht stillehielt und nicht jeden Augenblick zurief: „Mach wädli, mach wädli!“ Wars fertig, ein Blick, ein Dankeswort und fort war ich, damit nicht etwa die Hausmutter oder ein schwaghaftes Mädchen hinter die Stiche und Schliche komme. So gereichte mir Anna oft zu Trost und Hilfe, wenn ich Tadel oder Strafe zu gewärtigen gehabt hatte, und das war doch mehr wert als Ruß, Rußhand, Handfuß und Händedruck und dergleichen, was wir nicht verstanden.

Zimmerhin war ich tief in Annas Schuld und sie erwies mir entschieden mehr Liebesdienste als ich ihr, was ich aber als selbstverständlich ganz ruhig annahm. War ich doch ein Knabe und sie nur ein Mädchen. Einzig in der Schule konnte ich ihr noch einigermaßen behilflich sein. Sie lernte etwas schwer und begriff nicht so leicht. Da wir Knaben und Mädchen des Waisenhauses nach Alter und Klassen geordnet untereinander saßen, so hatte ich, in der Repetierschule wenigstens, meinen Platz nicht weit von Anna, suchte auch sonst ihr näher zu kommen, ihr einzublauen, nachzuhelfen, schnell meine Tafel zu zeigen und sie abschreiben zu lassen, wobei ich mich natürlich nicht nur vor dem Lehrer in Acht nehmen

mußte, sondern auch vor gewissen Mädchen, die eifersüchtig waren und sich auch gerne nachhelfen ließen, besonders von Knaben. Wie stolz und stillvergnügt zeigte sich dann Anna, wenn sie von mir, der ich nicht der schlechteste Schüler war, also bevorzugt und gefördert wurde. Daraufhin durfte ich wieder unbeforgt die Hosen zerreißen. Das merkte ich wohl an ihren dankbaren Blicken. Ich war eben schon ein wenig merzig.

So wanderten wir wie zwei gute, treue Kameraden neben- und miteinander dahin eine schöne, schöne Zeitlang, zwei, fast drei Jahre, ohne Ruß und Händedruck, ohne nähere Aussprache und tiefere Gedanken, einfach einander gerne habend und so viel wie möglich anschauend und anlachend, helfend und erfreuend, als mit der Zeit Anna gegen mich zurückhaltender und einsilbiger wurde und, wie ich bald merkte, sich einem ältern Burschen aus der Nachbarschaft, der schon konfirmiert war, in wachsender Neigung zuwandte. Er war ein braver Bauernsohn, dazu ein guter Weber und konnte schon hübsch Geld verdienen. Von mir aber hieß es in der Anstalt, daß ich nun erst recht werde zu lernen haben und zwar für eine ganze Reihe von Jahren. Da mochte denn das kluge, praktische Mädchen einen Vergleich gezogen und sich bald und immer mehr dem hingeneigt haben, der früher imstande sein würde, ein Nest zu bauen. Das war nun nicht ich, sondern er. Anna aber hatte ein Recht, so zu rechnen, umso mehr, als sie früh gereift war und ich in jener Zeit meine letzten Knabenlaunen und Bubenumarten so recht geltend machte, freilich ohne den Eindruck zu verstehen, den sie in einem zu tieferer Liebe erwachenden Herzen hervorrufen mußten. Leise und schonend löste sich Anna von mir und ging mir immer mehr aus dem Wege. Dafür suchte sie dem andern zu begegnen. Sie hatte recht und konnte nicht anders, als mich, den dummen, grünen Jungen stehen oder fahren zu lassen.

Nun, eine gute Anna ist sie gewesen und nachher eine treffliche Frau geworden, wie es wenige — ach, nein — wie es viele gibt — schier hätte ich gesagt, wie sie alle sind.

Mein zweiter Schatz.

Hizig ist nicht wizig. In meinem damaligen Unverstand beschloß ich, mich sobald als möglich an Anna zu rächen und einen zweiten Schatz gegen sie auszuspielen, merkte aber noch nicht, daß ich damit dem guten Mädchen nur Genugtuung verschaffte, daß es sich, dem Zuge der Natur und des weiblichen Herzens folgend, von mir abgewandt habe. So weit her war es mit meiner Merzigkeit!

Ich zählte nun fast 16 Jahre und besuchte von der Anstalt aus die höhere Schule des Ortes. Da hätte ich nur ans Lernen denken sollen — aber Rache ist süß, das sollte Anna noch zu spüren bekommen, bevor sie zu einer Schneiderin in die Lehre treten und das Waisenhaus verlassen würde, was in ziemlich naher Aussicht stand. Also vorwärts!

Ich musterte nicht lange und entschied mich für die lebhafteste, lustige Rosa, oder wie wir sie kurzweg nannten: „Rösi“, weil sich darauf gut „bösi“ reimen ließ. Sie zählte wohl 14 Jahre und war die Tochter

eines immer fröhlichen Briefträgers, von dem sie wenigstens das bewegliche Wesen geerbt hatte. Rösli, klein von Gestalt, aber hübsch im Gesicht, gleich einer Wildkatze, sprang beständig oder lauerte auf etwas und machte fast immer große, funkelnde Augen. Schnell konnten sich ihre Händchen zu Fäustchen ballen und auch die Fingernägel brauchte sie nicht nur zum Schälern der Erdäpfel. Schwer nur ließ sie sich einfangen, selbst von größeren Knaben, und war es einmal geschehen und wollte man sie ein wenig halten und bändigen, dann schlug sie aus, biß, kratzte und stieß Wichse (Schreie) aus, bis man sie gerne losließ. Manchmal freilich schien es mir, als wehre und sträubte sie sich nur, um desto fester gehalten und gedrückt zu werden.

Mit dieser wilden Heze wollte ich es nun probieren und dann der stillen Anna trogen und spotten. Also galt es jetzt für mich, zu „röseln“. Anfangs ging es ganz ordentlich und bald schien Rösli mich vor allen andern Knaben zu bevorzugen, da ich ihr an Lebhaftigkeit ziemlich gleichkam und mir auch kein Gras unter den Füßen wachsen ließ. Einige Male hatte ich sie im gemeinsamen Spiele gefangen und an den Armen so fest gehalten, daß sie um Loslassung bitten mußte und ein paarmal hatte ich ihr etwas gegeben, Stimmgatz, Süßholz u. dgl., weiß nicht mehr genau; nur das ist mir erinnerlich, daß sie gut abzubetteln und abzuschmeicheln verstand. Da ich alle Tage durch das Dorf zur Schule mußte und nicht selten etwas heimbrachte, sei es erworben oder erhalten oder gefunden, so stellte sich Rösli ziemlich fleißig und regelmäßig bei mir ein und bald wurde sie lauter und leiser als mein Schatz bezeichnet. Ich lachte dazu, natürlich der Anna wegen, aber so recht warm und strolchig wurde es mir unter dem Brusttuch dabei doch nicht wie früher. Arbeitete ich im gemeinsamen großen Zimmer an meinen Aufgaben, war sie da, sah mir zu und konnte ich ihr was geben, dann war alles recht und gut und in Ordnung, sie bligte mit den Augen, wies die Backzähnen, strich mir über die Hand oder kitzelte mich schnell unter dem Kinn, so daß es mich ganz durchrieselte — ich glaube vom Kopf bis zu den Zehen —, da mußte man ihr gut werden und wollte gerne ihr Schatz sein. Aber gefehlt war's, wenn ich ihr nichts zu geben hatte, sie nur so leer anguckte und anlachte oder gar eilig weiterscrieb, da konnte sie plötzlich auffahren, warf mir blitzschnell das Buch über das Hest oder das Hest über das Buch, schnitt mir noch vom Räschen aus mit der einen Hand die bekannte Grimasse und sprang wie ein Wiesel davon, hinaus und dem Arbeitszimmer zu, wo ich Halt machen mußte, so schnell ich ihr auch nachgerannt war. Als Knabe durfte ich dort nicht ohne bestimmten Auftrag hinein, das wußte der Balg gut genug und fand darum jeweilen den rechten Rant. So machte sie es mir zu wiederholten Malen und ich mußte mich vor ihr wetters in Acht nehmen, ihr immer auf Augen und Krallen schauen.

Von ihr selber bekam ich nie, oder ganz selten etwas und dieses jeweilen nur gegen das heilige Versprechen, ihr auch wieder zu geben. Gewöhnlich aß sie alles selber und zwar rasch, manchmal auch so

recht auffällig vor mir und dann langsamer, daß ich ihr auch länger zuschauen könne, wie es so gut schmecke und trällerte vor sich hin: „Meinst, bekomme ich auch etwas? — Hest gment? — Selber essen macht fett!“ Dabei schlürfte und piffte sie mit dem Munde nach innen, um anzudeuten, wie gut es doch sei. Lachen mußte ich dann wohl, aber ich hätte doch lieber beißen mögen.

Fast immer hatte die Rösli ein wenig Geld, wie sie auf Befragen sagte, von einer reichen „Bäsi“, die sie oft besuchen dürfe, wobei sie aber doch etwa auch röttere Backen bekam, als sie schon hatte. Sie schaute uns dann nicht so lange und keck an, wie sonst. Mit Vorliebe kaufte sie kleine Fünfrappen-Schokolädchen, die uns Knaben damals noch fast unbekannt waren. Umso mehr gelüstete uns nach den süßen, schwarz-braunen Täfelchen und wir machten an einem einzigen, hattens wir einmal, nicht nur Stunden, sondern Tage lang, um recht viele kleine Bißchen zu bekommen und die Süßigkeit stets von neuem kosten zu können. Der Rest wurde dann immer wieder ins Papier eingewickelt und zuletzt lekten und schleckten wir auch dieses innen und außen ab, bis fast nichts mehr vorhanden war.

Wenn Rösli Schokolade aß und ich sie bat, mich auch einmal abbeißen zu lassen, so machte sie schon wilde Augen oder drehte sich auf dem Absatz herum und gab Fersengeld; war sie aber besser gelaunt und erinnerte sich, daß sie eigentlich doch mein Schatz sei, dann rief sie: „Ja, kannst einmal“, hielt mir den äußersten, angebissenen Rand des Täfelchens hin, den übrigen Großteil aber fest in der Hand — und wenn ich dann mit der Zunge den süßen Brei und Vederbissen kaum berührt hatte und nun mit den Zähnen nachrücken wollte, da gab sie gar nicht nach oder schrie plötzlich: „Halt, du beißest mich ja!“ — riß die Hand von meinem geöffneten, aber leeren Maule zurück und tat noch böse, wie viel ich abgebißen habe. Dann riß mir aber der Geduldssaden auch und ich sagte, sie sei geizig und ich wolle nicht mehr ihr Schatz sein, worauf sie nur lachend sich abwandte und meinte: „Das ist mir gleich, dann nehm' ich einen andern!“ — Da hatte ich's! Gut, daß Anna nicht mehr in der Anstalt war und so etwas mitansehen und hören konnte. Wie hätte ich mich vor ihr schämen müssen! Ich wollte mich durch Rösli an ihr rächen und jetzt wurde gerade sie gerächt und gerechtfertigt. So kanns gehen.

Ganz schlecht kam ich bei Rösli an oder weg, wenn sie mir etwa einen Riß in den Hosen ausbessern oder einen Knopf anbüezen sollte. Da wollte sie nicht mein Schatz oder meine Magd sein, wie sie sagte, lachte mich nur aus, daß ich so dumm sei und überall „hänge“, und bat ich dringender, so rollte sie die Augen und galoppierte davon. Ich glaube, sie hätte es auch gar nicht recht gekonnt. Ganz selten sah man sie mit den drei Werkzeugen in der Hand, die, nach dem Sprichwort, zu allen Dingen gut sein sollen: Nadel, Faden und Fingerhut. Lieber half sie in der Küche nach, wo sie auch mit ihren Bissen etwas erhaschen konnte, oder sprang die Treppen auf und ab, um in ihrer Art zu wischen und das Halbe

stehen oder sitzen zu lassen. Dafür erhielt sie freilich von der Hausmutter manche Rüge und „Sufche“, aber Rösli machte sich nicht viel daraus, schüttelte sich ein wenig, als wären es Flöhe, und fuhr weiter im Text. Daß sie mir nicht, wie seinerzeit Anna, mit Nadel, Faden und Fingerhut zu Hilfe kam, war für mich doch auch wieder von Nutzen und Wert; ich lernte nämlich mir selber helfen und bald konnte ich die Knöpfe ganz gut anheften, daß sie auch hielten, und sogar an die Ausbesserung von Schränken wagte ich mich, was freilich etwas langsamer ging und wobei ich eher Schuster- als Schneiderarbeit zu liefern vermochte.

Gleichwohl ließ ich auch jetzt von Rösli nicht. Sie tat dann wieder so lieb und gut und frei, daß alles vergessen war. Ein Blick, ein Krauen unter dem Kinn — und ich Wärelein lag wieder an der Kette. Auch als sie einige Male sehr streng hatte bestraft werden müssen, wie alle Waisenkinder wußten, gab ich sie noch nicht auf, ich glaube mehr aus Mitleid, als gerade aus Liebesdrang. Rösli war schon früher etwa rot oder überrot geworden, wenn man sie gefragt, woher sie das Geld für die Schokolade habe, und hatte dann die „reiche Bäsli“ vorgeschützt; inzwischen aber war an den Tag gekommen, daß sie manchmal etwas gefunden, bevor andere es verloren hatten und mit der Entlarvung blieb die Strafe nicht aus. Man hatte sie unter den Schlägen überlaut schreien hören. Alle wandten sich von ihr ab, zuerst die Mädchen und dann auch die meisten Knaben.

Einige Tage lang schlich sie nun ganz traurig und elend umher. Ich sprach sie an — sie antwortete nicht, dankte aber mit den Augen. Die Züchtigung mußte ihr doppelt, innerlich und äußerlich, wehe getan haben. Mich dauerte sie. War sie nicht mein Schatz? Und durfte ich sie ohne weiteres verurteilen? Hatte ich nicht auch schon im Keller Obst und Rübli erwischt und mitgenommen, wo sie gar nicht für mich hingelegt worden waren? War ich soviel besser und braver wie sie? Waren es die meisten andern? Das kam mir, als einem immer aufrichtigen Burschen, doch auch in den Sinn und das Gewissenshämmerlein begann zu pochen. Ich fühlte mich mitschuldig, war aber mäusehinstill dazu und suchte nur in meiner Art Rösli zu trösten. Bald bewegte sich wieder alles im früheren Geleise. Nur ein klein wenig

zähmer tat das Mädchen, und wenn es etwas zu knupfern hatte, so geschah es heimlich.

Mir sollten nun aber bald die Augen aufgehen. In der Anstalt befand sich seit einigen Monaten ein stiller, blasser Knabe, der an unsern Spielen gar nicht teilnehmen wollte und meist allein für sich da-
saß. Er war schüchtern, vielleicht kränklich, und hatte, wie es hieß, starkes Heimweh nach seiner unlängst verstorbenen Mutter. Wir plagten ihn zuerst; dann nicht mehr und ließen ihn eben stehen und gehen, weil er viel weinte. Bei diesem Knaben sah ich nun häufig die fast gleichaltrige Rösli stehen und nahm wahr, wie sie ihn mitleidig anblickte, ihm zusprach

und hie und da auch etwas zusteckte. So oft sie konnte suchte sie ihn auf und blieb so lange es irgendwie anging. Rösli wurde dann ganz still und sanft und sah so recht schweesterlich aus, wie vorher nie. Mir gefiel das gar nicht und ich wurde böse auf Rösli und eifersüchtig auf den zahmen andern, dem ich nicht so leicht das Feld räumen wollte. Was wußte ich auch damals von dem verborgenen Zug der Herzen, der so gerne die wilden den milden zuneigt und umgekehrt? Nichts! Darum konnte ich Rösli nicht begreifen. Und gab ich ihr deswegen ein trotziges Wort, so lächelte sie nur dazu und trabte gleichmütig weiter.

Die Entscheidung kam. Einst sah ich Rösli allein nach dem etwas entfernten, freistehenden Holzschopf gehen, um einen Korb mit Scheitern zu füllen und diese nach der Küche tragen. Zur Seltenheit war

niemand in der Nähe und das machte mich kühn. Ganz leise schlich ich hinein, an das Mädchen heran, das bei der Arbeit mir den Rücken kehrte, und hielt ihm von hinten meine Hände über die Augen, mit verstellter Stimme fragend: „Wer ist's?“ Sie erschrak gar nicht, richtete sich ruhig auf und riet auf einen Namen, aber nicht den meinigen, sondern gerade den jenes andern, der doch gar keine derartigen Narrenspotten trieb. „Oha, gefehlt!“ rief ich aus, drehte sie um und wollte sie, da die Gelegenheit so günstig war, einmal recht in die Arme nehmen, an mich drücken und liebherzen. Da wehrte sie sich wie wild und stieß einen so überlauten Schrei aus, daß man ihn fast stundenweit hätte hören können, geschweige denn im Anstaltsgebäude. Mir wurde so angst dabei, daß ich sie los ließ, fort sprang und mich hinter die große



Scheiterbeige im Freien versteckte. Zum Glück kam niemand in der Meinung, daß ein Unglück geschehen sei; bald trat Rösli mit dem gefüllten Korb aus dem Holzschopf und schritt gelassen pfeifend der Küche zu.

Das war genug und es kam mir empörend vor von einem Schatz, eine so gute Gelegenheit zum Liebsein derart zu stören. Und beim Zudecken der Augen absichtlich nicht auf mich zu raten, sondern auf einen schüchternen Jungen, der gar nicht ernstlich in Frage kommen konnte. — War das nicht kränkend und beschämend für mich, der ich mich in der Anstalt als den Ersten dünkte und über der Oberlippe schon so etwas wie ein Schnurrbüschchen wies? Was, ich, ich sollte mir das bieten lassen? Ich aber mochte damals ein Gesicht gemacht haben wie ein Mops, der den Schnupfen hat. Aber zum Herz- und Kopfzerbrechen kam es gleichwohl nicht. Ich mußte den widerspenstigen Balg fahren lassen und eben aufhören zu röselen, was ich auch tat, ohne Tränen verbergen zu müssen. Ich dachte nur, was es nun weiter geben würde. — Aber heillos ist es darum doch, wenn man mit den Rosen lieb sein will und immer nur an die Dornen stößt.

Dieser mein Erschatz ist dann einige Jahre später nach Amerika verreist, um die neue Welt zu beglücken. Mich aber hat er doch mehr als einmal zum Niesen gebracht. — Rose war eben nicht Trumpf gewesen, ich aber ein Stoch! Nur gut, daß man so was nicht alleine ist, war und sein wird. —

Mein dritter Schatz.

„Aller guten Dinge sind drei“, heißt es zu Berg und Tal, zu Stadt und Land. Wird wahr sein. Und ein Schatz ist doch gewiß ein gutes Ding, gut zu etwas oder zu nichts, wie mir Anna und Rösli bewiesen hatten. Also weiter im Text! Hatte ich doch noch gar keine Seide gesponnen! Doch vorerst galt's zu lernen auf Tod und Leben; denn ich mußte mir die lateinische und griechische Sprache aneignen und die kamen mir anfangs ganz spanisch vor. Allmählich ging es besser.

So oft ein Knabe oder ein Mädchen neu in die Anstalt eintrat, gab es unter uns andern eine lebhaftere Bewegung; denn wir wollten sogleich wissen, wer sie seien und wie sie aussehen. Das Urtheil war dann aber auch schnell gefällt. So verhielt es sich, als der Armenpfleger der Gemeinde ein ziemlich großes, etwa 15jähriges, ganz rothaariges Mädchen brachte, das ein kleines Höschen hatte und gar sittsamlich auftrat und vor sich hinsah. Es hieß Beata, und schon der ungewohnte Name machte die Knaben lachen. Ich aber fühlte mich schon, als ich ihnen sagen konnte, der Name sei lateinisch und bedeute auf Deutsch „Die Glückliche“. Schon deswegen fesselte mich das Mädchen, das durchaus nicht schön war, aber in seinem schmalen, länglichen, von Sommersprossen etwas entstellten Gesicht ein wunderbares Augenpaar hatte, wie ich bald genug merkte. — war ich doch Kantonszschüler! Wie ruhig sie vor sich hinschauen konnte! Wie still und geräuschlos sie aufzutreten vermochte! Die zog die Schuhe nicht am Boden nach wie so viele andere Knaben und Mäd-

chen. Es war so etwas Eigenes an ihr, ich wußte nicht recht was.

Aber gerade das Zierliche und Feine ihres Auftretens zog ihr auch den Spott zu, man hielt sie schon für eitel oder hochmütig, und als wir größere Knaben abends allein unter uns waren und natürlich auch von der „Roten“ redeten, sang ein aus einer lustigen, aber minderwertigen Familie herstammender Knabe den bekannten Spottvers:

Hescht gment, du seiest höbsch,
Ist aber nüd wo hr;
Bischt kropschet ond b'hogglet
Ond hescht e rots hoor.“

Natürlich mußten wir alle hellauf lachen und ich stimmte ein; am unbändigsten aber lachte der unter uns, der selber — unter dreißigen allein — auch rothaarig war und immer viel geplagt wurde; der Fuchs wird gedacht haben, er sei jetzt nicht mehr allein als Zielscheibe da und habe einen Blitzableiter gefunden. So gab es das andere, bis der Reiz der Neuheit vorüber war.

Ich dagegen trachtete darnach, Beata möglichst viel beobachten und etwa auch einmal sprechen zu können, wozu letzteres mir aber nicht so leicht werden sollte, da sie mit Knaben nicht anzubinden schien. Beim gemeinsamen Essen erhielt ich Gelegenheit, sie genauer ins Auge zu fassen. Schon ihre Bewegungen waren so züchtig, gemessen und zierlich, daß sie von den andern ganz abstachen, besonders von denen Rösli, die immer hastig machte und dafür nicht selten Löffel und Messer fallen und klirren ließ. Beata aß wenig, ja man sah sie kaum essen. Ruhig führte sie die kleinen Bissen dem Munde zu, der sich nur wenig öffnete, was man nicht von allen sagen konnte, und war sie fertig, so stellte sie das Eßgeräthe geräuschlos vor sich hin. Manchmal gab sie von ihrem Brot den andern Mädchen, mit denen sie sonst während des Essens kaum ein Wort wechselte. Ganz wie eine Prinzessin! Mich nahm nur wunder, wo sie das alles gelernt haben mochte. Zu unsern Knabenbüchsen schaute sie nur ganz selten hinüber und dann war es ein ruhiger Blick über alle hin und fertig. O, und diese unergründlichen Augen! Wie sie das unschöne Gesicht so schön und lieblich machten!

Beim gemeinsamen Tischgebet guckte ich anfangs einige Male zu ihr hinüber, aber bald tat ich es nicht mehr; denn vor diesem stillen Ernst und dieser in sich gesammelten Andacht, welche Beatas Gesicht verklärte, schämte ich mich ordentlich und konnte es nicht mehr über mich bringen, während des Betens meine Augen spazieren zu führen. Die „Heilige“ hatte mir das vertrieben. Wie mächtig fühlte ich mich zu diesem sonderbaren Mädchen hingezogen! Sie war so ganz anders als ihre Kameradinnen, und da ich auch etwas mehr werden wollte als die andern Knaben, so kam ich mir der Beata wie verwandt vor. Ich merkte aber auch, wie sie sich mir zuneigte und zwar nicht häufig, aber doch dann und wann ihren Blick auf mir ruhen ließ. Ueberdies mochte sie glauben, mir zu Dank verpflichtet zu sein. Anfangs mußte sie etwa die Spitz- und Spottnamen hören: Buggeli, Rotfuchs, Märzensfüllen (letzteren der Sommerspross-

sen wegen, die man gewöhnlich „Märzendreck“ nannte). Einmal kam ich gerade dazu, wie ein größerer, roher Bursche ihr dieses Wort zurief. Es war im Freien. Ich stürzte auf ihn zu, packte ihn und rief: „Sagst du das der Beata noch einmal?“ „Ja, so viel ich will“, gab er trozig zur Antwort und setzte sich zur Wehre. Aber schon lag er am Boden und erhielt nun rechts und links Schläge, daß es klatzte. Er suchte zu beißen, aber ich hielt ihm die Finger nicht hin. Flehentlich bat er nun, ihn loszulassen und versprach, der Beata keine Uebertretungen mehr nachzurufen. Jetzt gab ich ihn frei und erhielt dann von dem Mädchen, das dem Strafgerichte zugeschaut hatte, einen langen und dankbaren Blick, der mich ganz eigen durchschauerte und so stolz und mutig machte, daß ich auch den Teufel nicht gefürchtet hätte. Es gab in der Anstalt wohl noch etwa zwei, drei Buben, welche schwerere Lasten und größere Heubürden zu tragen vermochten als ich, aber im Ringen und Turnen tat es mir keiner gleich, und wenn ich anfaßte, der mußte ins Gras beißen oder doch den Himmel anschauen. Außer dem Hausvater, dem Weblehrer und dem Knecht fürchtete ich niemand.

Als Ritter und Beschützer der Beata durfte ich jetzt auch ein wenig vertraulicher tun und sie kam mir ebenfalls entgegen, aber sehr sachte und vorsichtig. Beim Begegnen ein freundlicher Blick, ein ganz leises Schüpfchen mit dem Ellenbogen, später auch ein Fassen und Drücken mit der Hand — das gestatteten wir uns und es tat beiden so wohl. Wir merkten es gegenseitig ganz gut. Jetzt verstand ich auch, was in einem warmen Händedruck liegen kann. Ich glaube, wir hätten damals für einander sterben können. — Das arme Kind lag wenige Jahre später schon in Sarg und Grab. Es schien zu zart für dieses rauhe Leben zu sein.

Einst, als ich Beata allein traf, frug ich sie: „Du, was ist dein Vater, was tut er und wo ist er daheim?“ Da sagte sie ganz leise und rascher, als es sonst ihre Art war: „Sei still, ich habe keinen und trage den Namen der Mutter, du weißt schon!“ Und fort war sie; ich glaube mit Wasser in den schönen Augen. Wie sie mich dauerte! Ich hatte meinen Vater auch nie gesehen und gekannt, da er mir vierzehn Tage vor meiner Geburt entrisen ward, aber ich trug doch seinen Namen.

Arme Beata! In dem Stücke war sie nicht glücklich zu preisen. Mit welcher kindlicher Liebe würde sich diese edle Seele einem guten Vater hingegeben haben!

Ich verriet natürlich von dem Geheimnis nichts. Wie es aber so zu gehen pflegt, die Sache kam doch aus und an den Tag. Die älteren Knaben und Mädchen wußten bald darum und es fehlte nicht an allerlei schadenfrohen Bemerkungen, besonders bei letzteren, die auf Beata eifersüchtig waren, weil sie sozusagen nie gestraft und gezüchtigt werden mußte. Besonders Kösi's Mäulchen war eifrig im Erzählen und Berichten. Aber auch die Knaben steckten ihre Köpfe zusammen und ich kam einmal gerade dazu, wie einer den andern erzählte, die rote Beata hätte keinen Vater und sei unehelich, er wisse es ganz genau. „Und wenn du das nochmals sagst, so hast du es mit mir zu tun“, rief ich in den Kreis hinein und trat drohend auf den Burschen zu. „Verstanden?“ Brummend gingen die Knaben auseinander und ich hörte noch, wie einer halblaut sich äußerte: „Man darf nichts mehr sagen, die Röttschi ist halt sein Schatz, nachdem ihn die Kösi nicht mehr gewollt hat.“ Unter Umständen wäre es dem Burschen übel gegangen, aber das Urteil, Beata sei mein Schatz, freute mich so sehr und machte mich so stolz, daß ich ruhig blieb und ihn laufen ließ. Das wegen der Kösi kümmerte mich nicht mehr. So oft ich mir jenes Urteil wiederholte, Beata sah oder nur an sie dachte, fühlte ich mich gehoben und das Lernen ging frischer und freudiger vonstatten.

Beata war nur vorübergehend im Waisenhaus untergebracht und wurde bald von gutgestellten Verwandten angenommen. Ich vermochte kaum von ihr Abschied zu nehmen und nur der anwesenden Knaben und Mädchen wegen gelang es mir einigermaßen, mich zu fassen und zu halten. Sie blieb merkwürdig ruhig; ahnte sie wohl ihre baldige Vollendung? Doch behielt sie meine Hand länger in der ihrigen und weilte ihr herrliches Auge länger auf mir, als es bei den andern der Fall war. Und ihre letzten Worte: „Lebe wohl; ich danke dir für alles, alles!“ waren für mich der stolze, herrlichste Lohn, den ich mir denken konnte. —

Nach wohl zwei Jahren starb die immer schwächer werdende Beata, wie es hieß, an einem Herzleiden. Ob man dort verstanden, was für ein Herz aus diesen Augen gesprochen, so leise und doch so vernehmlich, das kann ich nicht sagen. Mir aber ist seitdem der Name Beata wie ein geheiligter gewesen und hat ein stilles, reines Leuchten zurückgelassen.

Das Beste und Liebste wird nicht alt; es stirbt früh, aber um in immer frischer Jugendlichkeit fortzuleben, unverletzt vom Zahn und Wandel der Zeit.

Gott grüezi!

„Gott grüezi!“ säät der Appezeller.
Das ist doch gwöß en schöne Grueß,
Wo jede, dem er gelt, au wieder
Wo selber herzli z'roch gee mueß.

Es chiit so liepli, wie=n=e Glöggli,
Wo Melodii in Alltag streut;
Und dorum säget meer „Gott grüezi“,
Will üüs die Musig selber freut!

Es liit so oogmää viel dehender
Und 's bruucht derzue e früntligs Gsicht;
En Göderi, me wert's au globe,
Ist gär nüd of seb Wort verpicht.

Frieda Tobler-Schmid.